

EINS Als die Zahnärztin Gabriele Hasler am Nachmittag des 11. November hörte, wie ihre Sprechstundenhilfe die Praxistür hinter sich ins Schloss zog, wurde sie, wie schon mehrfach in den vergangenen Tagen, von einer unerklärlichen Unruhe erfasst. Im Vorbeigehen schaute sie kurz in den Spiegel und fand, wie so oft in letzter Zeit, dass sie zu alt aussah für ihre gerade noch neunundzwanzig Jahre. «Was ist nur mit mir geschehen?», dachte sie und war zugleich bemüht, sich diese Frage nicht zu beantworten.

Obwohl ihre Sprechstunde für diesen Tag bereits beendet war, wartete sie noch auf einen älteren Patienten, der kurzfristig um einen späten Termin gebeten hatte. Da es sich lediglich um ein Beratungsgespräch handelte, hatte sie beschlossen, ihre Zahnarzhelferin nach Hause zu schicken und so das Geld für die Überstunde zu sparen. Um die Zeit zu überbrücken, setzte sie sich an ihren Schreibtisch und begann, ein paar Unterlagen zu ordnen, doch merkte sie schon bald, dass es ihr an der nötigen Konzentration fehlte. Immer wieder schaute sie auf die Uhr, ging in die Teeküche, um sich ein Glas Wasser einzuschicken, oder versuchte sich auf andere Weise abzulenken.

Gabriele Hasler wusste zu gut Bescheid, um sich Illusionen über ihren Beruf zu machen. Sie hatte sich ihren Start als selbständige Zahnärztin nicht einfach vorgestellt. Dass es allerdings so schwierig werden würde, hatte sie nicht erwartet. Schon, um ihr Studium zu Ende zu bringen, hatte sie einen Kredit aufnehmen müssen, und als sie begann, die bescheidene Praxis am Kleinen Friedberger Platz einzurichten, waren die Schulden ins Unermessliche gewachsen. Bislang hatte sie

es abgelehnt, das Haus ihrer Eltern in Oberrad zu verkaufen, bald würde ihr keine andere Wahl mehr bleiben. Sie hatte dieses Haus jahrelang nicht betreten. Erst nachdem Vater und Mutter vor zwei Jahren im Abstand weniger Wochen gestorben waren, war sie dort eingezogen. Nun war das Haus das Einzige, was ihr von ihren Eltern geblieben war.

Sie saß auf dem Schreibtischstuhl in der Rezeption, starrte auf die Eingangstür und lauschte. Obwohl sie wusste, dass es keine vernünftige Erklärung dafür gab, hatte sie das Gefühl, nicht allein in der Praxis zu sein. Um sich zu beruhigen, ging sie ins Sprechzimmer, schloss das gekippte Fenster und zog die Vorhänge zu. Dann schaltete sie das Radio ein und dachte: Fehlt bloß noch, dass ich anfangs zu pfeifen, um mir Mut zu machen. Als um kurz nach fünf endlich die Türglocke läutete, reagierte sie mit Erleichterung. Aber auch während des Gesprächs mit dem Patienten merkte sie, wie ihre Gedanken immer wieder abschweiften. Schließlich bat sie den Mann, so lange zu warten, bis sie ihre Sachen gepackt, die Alarmanlage eingeschaltet und die Räume abgeschlossen hatte. Dann verließen sie gemeinsam das Haus. Auf der Straße verabschiedeten sie sich. Gabriele Hasler schaute dem Mann nach, der in eine der Nebenstraßen ging, wo er seinen Wagen geparkt hatte. Kurz bevor er hinter einer Hausecke verschwand, drehte er sich noch einmal um und winkte ihr zu.

Sie war müde, sie freute sich auf ein Bad, und sie hatte Hunger. Da ihr Kühlschrank leer war und sie weder Lust zum Einkaufen noch zum Kochen hatte, beschloss sie, vor ihrer Heimfahrt noch rasch zu der nur wenige Schritte entfernten Holzhütte zu gehen. Dort hatte sie in den letzten Monaten häufig ihr Abendessen eingenommen. Es handelte sich um einen Imbiss, der von einem Afrikaner betrieben wurde und nach einem ehemaligen Fußballspieler der Kameruner Nationalmannschaft «Roger Millas Grill» hieß. Der Inhaber war

groß, korpulent, von dunkelbrauner, fast schwarzer Hautfarbe und trug zu ihrer Überraschung den deutschen Vornamen Rudolf, was er damit erklärte, dass er ein Nachfahre des legendären Häuptlings Rudolf Manga Bell sei, der als Kind an einer Schule in Ulm unterrichtet worden war, bevor er sein Volk in den Widerstand gegen die deutschen Kolonialherren führte und dafür schließlich hingerichtet wurde. Weil ihr die Geschichte gefiel, war es der Zahnärztin egal, ob sie auch stimmte.

In der Dunkelheit seines Verschlags sah man von Rudolf dem Jüngeren fast nichts, außer seinen Augäpfeln und den Zähnen. Auf dem Regal über dem Herd stand ein fettverspritzter Kassettenrecorder, aus dem immer dieselbe Musik kam: die Aufnahme eines Livekonzerts der Têtes Brulées. Gabriele Hasler hatte die Band einmal als Studentin in Paris gehört, und deshalb weckte die Musik angenehme Erinnerungen. Rudolf begrüßte sie so überschwänglich, wie Wirte es häufig tun, stellte ihr unaufgefordert eine Dose Cola light auf den Tresen und empfahl ihr das Tagesmenü: Hähnchenschenkel mit Erdnussoße und gegrillten Lauchzwiebeln. Gabriele Hasler merkte, wie ihre Anspannung nachließ. Während sie sich hungrig über die kleine Mahlzeit hermachte, hörte sie dem gut gelaunten Geplauder des Imbissbetreibers zu und überlegte, ob sie für die Fahrt nach Oberrad wie üblich die Straßenbahn nehmen oder sich heute ausnahmsweise ein Taxi gönnen sollte. Sie entschied sich für das Taxi. Wie jedes Mal, wenn sie bei ihm aß, lobte sie Rudolfs Kochkünste, während er ihr Komplimente wegen ihres Aussehens machte, was sie sich heute besonders gern gefallen ließ.

Als sie den kleinen Verschlag der Imbissbude verließ, begann sie zu frieren. Und fast augenblicklich war auch ihre Nervosität wieder da. Sie schaute sich um, als könne von einem der Passanten eine Bedrohung ausgehen, aber sie ent-

deckte nur eine Mutter mit ihrem Kinderwagen, zwei alte Damen, die mit großen Papiertüten von ihren Einkäufen zurückkehrten, und einige junge Männer, die um ein Auto mit offener Motorhaube herumstanden und debattierten.

Sie lief die Friedberger Landstraße hinunter und hielt Ausschau nach einem Taxi. Inzwischen begann es bereits zu dämmern, und die Autofahrer schalteten die Scheinwerfer ein. Sie mochte diese Jahreszeit nicht, sie mochte dieses Wetter nicht, und sie merkte, dass sie auch sich selbst immer weniger mochte. Nicht einmal auf ihren morgigen Geburtstag freute sie sich. Und dass Holger angekündigt hatte, in aller Frühe in Köln loszufahren, um zum gemeinsamen Frühstück bei ihr zu sein, verbesserte ihre Stimmung keineswegs. Doch statt sich endlich von ihm zu trennen, wie sie es insgeheim schon mehrmals vorgehabt hatte, war sie noch im Frühjahr auf seinen Vorschlag eingegangen und hatte einer offiziellen Verlobungsfeier mit seinen Eltern und einigen wenigen Verwandten zugestimmt. Ihr zu Ehren, und um ihr die Umstände der Fahrt zu ersparen, waren alle aus dem Rheinland angereist. Sie hatten sich auf einem Parkplatz am Frankfurter Hauptbahnhof getroffen und waren schließlich in einem kleinen Konvoi zum Gut Neuhof gefahren, einem beliebten und nicht gerade preiswerten Ausflugslokal fünfzehn Kilometer südlich der Stadt. Holgers Vater hatte sich die meiste Zeit hinter seinem Camcorder verschanzt, seine Mutter hatte Gabriele immer wieder bestätigt, wie stolz sie auf ihre künftige Schwiegertochter seien, und am Abend waren alle froh, die Sache mit Anstand hinter sich gebracht zu haben. Einen Moment lang hatte ihr die Vorstellung, nun eine richtige Braut zu sein, sogar geschmeichelt. Aber schon am nächsten Tag, als sie allein war, kam ihr das alles wieder so fremd vor wie damals, als Holger das erste Mal von einer Verlobung gesprochen hatte.